



Was Jgnaz mir erzählt

Was Ignaz mir erzählt

Ein Mpare aus Ost-Afrika. (Von Schw. M. Roselina.)

(Fortsetzung)

Da fiel mir ein, daß ich einen Streich spielen könnte, um Rokiambo zu erschrecken. Bald hatte ich alles ausgedacht und freute mich auf den Spaß. Ich ahnte aber nicht, daß mir die bittere Wahrheit begegnen würde. — Es war Mittagszeit, in welcher Rokiambo immer kam. Ich verkroch mich hinter einem Strauch, und als Rokiambo nur das Vieh allein sah, rief sie laut meinen Namen. Da sagte ich im Flüsterton: „Still, still, die Wataita sind in der Nähe! Da ließ Rokiambo das Essen fallen und lief nach Hause. Ich fing an, über sie zu lachen und rief ihr zu, daß ich sie angeführt hätte. Belebend vor Angst und Schrecken kam sie zurück und sagte klopfenden Herzens: „Aber, Shengena, mache doch keine solche Dummheiten, was täten wir, wenn die Wataita wirklich kämen?“ — „A, bah“, sagte ich, „du weißt doch, daß Onkel sagte, sie seien in ihre Berge zurück! Meinst du, die werden sich getrauen zu kommen, wenn unsere Leute Wache halten?“ — Doch mein Mutwille war noch nicht zu Ende, und ich neckte weiter. „Hör mal, Rokiambo, wenn du mir den Mais nicht besser kochst und nicht mehr Samli (Butterfett) hineintust, dann liegt mir wenig daran, ob dich die Wataita stehlen oder nicht!“ Rokiambo sagte in zitterndem Ton: „Aber, Shengena, sprich doch nicht so, ich fürchte mich!“

Nun fing ich an zu essen, und es schmeckte mir gut. Rokiambo schrak bei jedem kleinen Geräusch zusammen, und es tat mir leid, sie so in Schrecken versetzt zu haben. Um sie zu beruhigen, sagte ich zu ihr: „Weil du so törichte Angst hast, so warte hier, ich steige auf den hohen Baum und dann kann ich weit und breit sehen und dir bestimmt sagen, daß niemand in der Nähe ist.“ Gesagt, getan! In meinem Übermut kletterte ich auf den Gipfel eines hohen Baumes und rief so laut ich konnte: „E — e — e —, ihr Wataita, geborene Hasenfüße, geschlagene Wildkazen, bleibt uns vom Leibe!“ Da! — was war das? Rokiambo rief: „Shengena, komm schnell, aber schnell!“ Dann hörte ich sie weinen. Ich schaute hinunter, und, — o Schrecken — vier ganz fremde Männer setzten sich stillschweigend unter den Baum, auf dem ich war, und ein fünfter hielt Rokiambo fest und sagte: „Wenn du einen Laut tust, so ersteche ich dich auf der Stelle“, und dabei zeigte er ihr ein scharfes Messer. Sie zitterte und bebte, und ich kletterte, so rasch ich konnte, vom Baum herab, ohne einen Gedanken fassen zu können. Als ich unten ankam, traf mich dasselbe Los wie meine Schwester. Nun mußte ich helfen, alles Vieh meines Vaters still und behende in die Steppe hinunterzutreiben. Ich wußte nur zu gut, daß es bei dem leisesten Widerstand meinerseits um das Leben von uns beiden geschehen war. So folgten wir wie im Traum und wußten nicht, was mit uns geschehen würde. Das sollte uns bald klar werden; denn wir wurden immer weiter und weiter getrieben bis in die Nacht hinein; dann rasteten wir, aber schlafen konnten wir nicht. Beim Morgengrauen wurden wir wieder aufgetrieben, und der neue Marsch begann. Endlich kamen wir zu großen Lagern, wo Hunderte von Kriegsmännern versammelt waren und zahlreiche Viehherden standen. — Ich sah einige junge Männer, die auch gefangen waren

wie wir. Man hielt uns beide streng abgesondert. Es wurde Feuer gemacht und einige Ochsen von dem geraubten Vieh geschlachtet und verzehrt.

Mittlerweile kamen wieder neue Krieger und brachten neue Viehherden und einige junge Burschen, die aber alle größer waren wie ich. Stumm ergab ich mich in mein Schicksal, und hörte auch, wie sich die Leute ihre Erlebnisse erzählten, obwohl ich der Wataitasprache nicht mächtig war; aber Taita und Kipare sind nahe verwandt. In kurzer Zeit hatte ich unsere Lage begriffen! Die Wataita und Wachagga hatten auf Umwegen die Wapare erreicht und ihnen eine förmliche Niederlage beigebracht. Nun wußte ich, daß wir Sklaven seien und das Vieh alles Kriegsraub.

Bei diesem Bewußtsein war ich starr wie ein Stein. Ich regte mich nicht. Ich konnte auch Kokiambo nicht ansehen, ohne mich über unsere Lage zu entsetzen. ‚Was nun? Wäre ich allein! Aber meine Schwester! Was wird mit ihr geschehen? Wird man uns ums Leben bringen oder lange quälen?‘ So saß ich lange Zeit, ganz in mein Leid versenkt, als mir ein Mann ein Stück Fleisch reichte und mir zu trinken gab. Ich schaute auf und sah, daß Kokiamba das gleiche erhielt und fragend zu mir herüberschaute. Das ließ mich mein Elend vergessen, und ich griff nach der Kürbisflasche und trank sie in einem Zuge aus. Dasselbe tat Kokiambo, die nur gewartet hatte, um zu sehen, was ich tue. Darnach nahm ich das Fleisch und aß — nur, um meiner Schwester unsere Lage zu erleichtern. Reden durften wir nicht miteinander. Ich beobachtete die Männer und wußte gar nicht, was es bedeutete, als auf einmal, es mochte gegen drei Uhr nachmittags sein, sich jeder mit der geraubten Beute bepakte. Sie schnallten alles fest auf den Rücken, auf die Achsel und den Kopf. Es graute mir, so viele Buschmesser, Speere und allerlei Knüttel zu sehen. Als sie sich alles aufgeladen hatten, blies einer auf einem Büffelhorn, und alle traten in Reihe und Glied. Mehrere nahmen die Gefangenen in ihre Mitte und eröffneten den Zug. Andere trieben das Vieh zu beiden Seiten, und dann schlossen sich die eigentlichen Krieger an, von welchen einer mich bei der Hand packte und mitzog. Mit Schrecken sah ich nach meiner Schwester. Doch was sah ich? War es ein Traum oder war ich nicht mehr bei Sinnen? Einer der Krieger packte sie, hob sie an beiden Armen in die Höhe, und im Nu saß sie auf seiner Schulter. Ob bequem oder nicht, — auf alle Fälle wurde sie nicht mißhandelt. Er trug sie eine lange Strecke, bis der Zug ein ruhigeres Tempo annahm und das laute Töhlen und Lärmen etwas gedämpfter erklang; dann ließ er sie sanft abgleiten und mitlaufen. Wie gerne hätte ich diesem guten Menschen für diese Wohlthat gedankt; aber ich mußte auf meinem Platz bleiben und hatte Mühe, mitzukommen.

Nach einem Marsch von mehreren Stunden, als es schon Nacht war, machten wir halt. Ich kauerte mich todmüde ins Steppengras und suchte in der Dunkelheit nach meiner Schwester Kokiambo. Die Krieger riefen und schrien durcheinander, bis einige Feuer anzündeten. Da schlich ich etwas näher zum Licht, und, o Glück, ich erblickte Kokiambo noch wohlbehalten, ebenfalls im Grase sitzend. Ich konnte die Augen nicht mehr offen halten und fiel in Schlaf. Bald sah und hörte ich nichts mehr. Als ich wieder erwachte, war es tageshell, einige von den Leuten schliefen noch ringsherum im Grase. Andere trugen Holz herbei,

um das erlöschende Feuer wachzuhalten. Ich mußte mich gut besinnen, um mich zurechtzufinden in meinen Gedanken. Da kam ein Mann auf mich zu und gab mir ein Stück Zuckerrohr, das ich in meinem Hunger und Durst mit den Zähnen schälte und aß.

Als ich mich auf diese Weise gestärkt hatte, überdachte ich meine Lage, und ich fand sie zum Verzweifeln. Was sollte aus mir werden? Und was aus meiner armen Schwester Kokiambo? Wollte ich entlaufen, ich wußte keinen Weg. Wir befanden uns tief in der Steppe, wo nur die wilden Tiere hausten. Da saß ich still und schaute den Leuten teilnahmslos zu. Diese machten Feuer, kochten Fleisch; andere gingen die Kühe melken und tranken die Milch. Es mochte gegen acht Uhr morgens sein, nach unserer Zeit, da erklang das Signal zum



Glandria

Von links nach rechts Mutter Rivarda, Ehrw. Mutter Generaloberin und Schw. Theovilla
(Photo: Archiv)

Weitermarsch. Wieder bepackten sich die Männer mit ihren Lasten, und als das Horn blies, brachen sie auf, wie am Tage vorher.

Es ging im raschen Tempo, keines hatte Zeit, nach dem andern zu sehen. Meine Schwester, die ich nicht sah, war in den Schlußreihen und hatte Not, mitzukommen. So ging es eine Zeitlang, bis endlich das Horn das Zeichen zur Rast gab. Wir fielen nieder ins Gras und durften nun ausruhen; weil ein Fluß in der Nähe war, wurde auch Wasser geholt. O wie dankbar war ich, als mir einer die gefüllte Kürbisflasche reichte mit den Worten: 'Du hast gewiß auch Durst.' Ich konnte vor lauter Durst kein Wort sagen, leerte die Flasche mit einem Zug und schlief ein.

Als ich erwachte, sah ich einige Männer in meiner Nähe, die mich mitleidig ansahen und mit den andern in lebhaftem Gespräche waren. — Da, o Schreck! Sie gaben den Kriegern ein Stück Stoff, zwei Buschmesser, einige Stränge Perlen. Als sie das in Empfang nahmen, sagten sie zu ihnen: 'Fertig, ausgemacht! Da nehmt ihn!' Einer der

Männer nahm mich bei der Hand und hieß mich, ihm zu folgen. Nun fing ich an, aus Leibeskräften zu schreien: Kokiambo, Kokiambo! Muß ich denn fort, ohne Dich! Meine Schwester weinte ebenfalls und streckte beide Arme nach mir aus. Da standen die beiden Männer still und beratschlagten, wovon ich natürlich nichts verstand. Einer fragte mich dann, ob das meine Schwester sei. Ich bejahte es unter großer Erregung und laut schluchzend. Dann sagte er gütig zu mir: ‚Sei nur stille, Kind, Kokiambo geht auch mit uns.‘ Da fühlte ich mich glücklich und sagte kurz: ‚Mein Vater, laß meine Schwester mit mir gehen!‘

Nun wurde der Preis auch für sie abgemacht. Die Männer bezahlten mit Perlen und einigen Luchern. Meine Schwester und ich standen zitternd und bebend da, wir wußten nicht, was mit uns geschehen sollte. Endlich gingen die fremden Männer mit uns weiter, den Bergen zu. Was sie zu uns sagten, verstanden wir nicht. Als wir eine Strecke gelaufen waren, erhielten wir je drei Bananen und ein Stück Zuckerrohr. Wir hatten Hunger zum Erbarmen und aßen im Gehen, so schnell wir konnten. Nach ungefähr drei—vierstündigem Marsch rasteten wir einen Augenblick am Fuße eines Berges. Nun fingen wir zu steigen an, immer höher und höher, bis wir an einige Hütten kamen, wo uns die Leute Maissuppe gaben. Wir wollten essen, aber statt dessen fingen wir zu weinen an. (Fortf. folgt.)

3

Für die Kinder

Weihnachten kommt! Das Christkindchen sucht Euch beim Kripplein! Ich glaube sicher, daß viele unserer kleinen Leser und Leserinnen das eine und andere Opferchen bringen, um dem Jesuskindchen Freude zu machen. Dafür liebt Euch auch Jesulein auf ganz besondere Weise.

Eine Schwester schreibt aus Marienthal in Südafrika:

„O, wie freuten sich unsere Kleinen, als sie das Krippchen sahen mit Maria und Josef und dem Kindlein in der Mitte. Wie funkelt die schwarzen Auglein, als sie ringsherum die Hirten und sogar einen Ochsen und einen Esel sahen. Das Liebste von allem ist ihnen aber doch das Christkindchen; das merkte die Schwester, welche die Kapelle besorgte, am besten. Da lag eines Tages ein Ei beim Jesuskindlein, und das ist für ein schwarzes Kind ein großes Opfer. Ein anderes Mal fand die Schwester Süßigkeiten, zuweilen auch kleine Geldstückchen. Das brachten sie aber alles, wenn niemand es sah.

Eines Tages lag ein Geldstück am Halse des Jesukindleins, und zwar darum, weil die Schwarzen glauben, das Herz sitzt im Hals. Selbst auf den Zehen des heiligen Josef lag ein Sparpfennig. Alles, was die Kinder brachten, waren für dieselben große Opfer, denn höchst selten bekommen sie Geld oder Süßigkeiten.“

Ich bin davon überzeugt, daß der liebe Gott viel von diesen schwarzen Kinderchen hält. Er schaut ja nicht, ob sie schwarz oder braun oder weiß sind; ob sie ein altes oder neues Kleidchen tragen; Er schaut nur darauf, ob sie Ihn lieben. — Ja, niemand hat so viel für Euch getan und gelitten wie Jesus.

Zum Schluß wünsche ich Euch ein recht frohes, freudiges und gesegnetes Weihnachtsfest!